



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Waldmüller, Robert: Um eine Perle : Roman : (Fortsetzung.) :
Dreiunzwanzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.



nd doch wußte Fiorita nicht ein noch aus. Was in dem Briefe des Advokaten gestanden hatte, war darauf von keinem Einflusse gewesen. Heute sei der entscheidende Tag, stand darin. Das wußte sie, ohne daß man sie daran erinnerte. Wenn sie willens sei, ihren Vater zu retten, so dürfe sie mit ihrem Widerruf keine Stunde länger säumen. Auch das war ihr bekannt. Aber was ihr durch die Schriftzüge, wenn auch nicht durch den Inhalt des Briefes, erst wieder zu deutlichem Bewußtsein gekommen war, daß es nämlich mit diesem schriftlichen Widerruf keineswegs abgethan sei — das stand bei dem Gedanken an das peinliche Gericht und an die Widerrufs-Formalitäten drohend lebendig vor ihrer Seele. Der Advokat, zwar ein Ehrenmann, doch bei der verzweifelten Notlage seines Klienten ohne Mitleid für die Seelenbedrängnisse der in die Schlingen Giuseppe Gonzagas geratenen, hatte sich gehütet, ihr von jenen Formalitäten anders als flüchtig zu reden; aber Eufemia war früher ein paarmal bei solchen Prozeduren zugegen gewesen und hatte ihr geschildert, was die von teuflischer Verzauberung eingestandenermaßen umstrickt gewesenen an Entzauberungsformeln vor der ganzen Gemeinde nachsprechen mußten, und wie also auch sie — Fiorita Buonacolsi — im Staube knieend, noch erst alle Gedanken an denjenigen abschwören werde müssen, der sie so verzaubert habe, alle, alle Gedanken, es seien denn Gedanken des Abscheus. Das hatte ihr dann Pater Vigilio, wenn auch widerstrebend, bestätigt. Sie und ihre Liebe mußten in den Staub hinab.

Warum in den Staub? fragte sie plötzlich, als sie dicht verhüllt wieder stundenlang durch die menschenleersten Straßen der Stadt geschlichen und zuletzt auf den Mühlendamm hinaus gelangt war, der die inselartige Stadt mit der

Zitabelle verbindet — auch damals schon —, und der die große, von dem Flusse Mincio gebildete Wasserfläche in den Lago di Mezzo und den Lago Superiore sondert — warum in den Staub?

Und das Wasser mit seiner blaugrünen Farbe, seinen zarten Wolkenpiegelungen, seinem dem Atmen ähnlichen Heben und Sinken, seinem feuchten Schilfdufte, seinen leise das Ufer umflüsternden Wellenstimmchen begann die Lebensmüde magnetisch anzulocken.

Sie setzte sich, unfern von den zwölf städtischen, den sogenannten Apostelmühlen, auf einen der am Ufer liegenden Mühlsteine, und versenkte sich in die Vorstellungen, die mit Sterben und Gestorbensein, so lange man noch mitten im Leben steht, zusammenhängen. Das klare Wasser schien zu winken; fast menschliche Züge nahm es an, und ihr war, als säusle etwas so Beruhigendes aus dem im Winde sanft wogenden Schilf heraus, daß ihr die Brust vor Sehnsucht nach diesem tiefen, weltentrückten Frieden schier zerspringen wollte. Mein Erden-dasein ist ja abgeschlossen, redete sie vor sich hin, ich habe ja mein Liebstes verloren; darf ich, sollte ich ihm nicht in den Tod folgen? Alles, was meine Seele nicht zur Ruhe kommen läßt, wird sich wie Schemen der Nacht verflüchtigen, sobald mich der freundlich zu mir aufblickende See in seine treue Hut genommen hat. — In seine treue Hut? Es durchschauerte sie doch eifrig. Sie hatte als kleines Kind ein ertrunkenes Mädchen bis zur Unkenntlichkeit entstellt aus dem Wasser ziehen sehen, mit erschreckender Deutlichkeit tauchte das Bild vor ihr auf, und Grauen schüttelte sie bei dem Gedanken an den entsetzlichen Anblick. Sie wandte sich vom Wasser weg. Nein, es ging nicht, sie würde im Ertrinken um Hilfe schreien. Aber bleibt mir denn eine Wahl? rief sie verzweifelnd aus, kann ich denn die Lüge des Widerrufs mit dem Kreuzifix in der Hand wiederholen? Und wenn meine Zunge die schmachvoll verleumderischen Worte wirklich sprach, könnten meine Augen dann je wieder aufblicken? Müßte ich nicht meinen Vater, mich selbst, müßte ich nicht Sonne und Mond, Himmel und Erde, Gott und seine Heiligen hassen, daß etwas so Schmachvolles möglich war?

Sie erhob sich und schwankte lange ratlos und unter lauten Selbstgesprächen in einiger Entfernung vom Ufer auf und ab. Wenn sie jene grauenhaften Prozeduren überlebte, konnte es kein Leben mehr sein, was sie lebte. Wenn sie sich weigerte, sich ihnen zu unterwerfen, fiel das Haupt des Vaters unter dem Beile des Scharfrichters. Wohl an, stöhnte sie endlich, ich will sterben, mag werden was will. Sie wandte sich von neuem dem Wasser zu, strauchelte aber und knickte in die Kniee. Eine Ohnmacht wollte sie befallen.

O ihr gütigen Heiligen, flehte sie gen Himmel, leiht mir nur wenigstens hier euern Beistand, ich werde euch nie wieder lästig fallen! Ein Fläschchen, das sie bei sich zu führen pflegte, suchte und fand sie an der Halskette, aber ihre kraftlosen Finger vermochten nicht, es zu öffnen. Ach, seufzte sie, fast ihrer

Sinne nicht mehr mächtig, ach, daß es selbst zum Sterben noch so vieler Kräfte braucht! — Mechanisch griff sie in die Tasche; wieder hatte Eufemia sich's wie allmorgendlich nicht nehmen lassen, die Tasche mit Wanderproviand zu füllen, aber es fehlte der im Umsinken begriffenen schon die Kraft, den Bissen, den ihre Hand mühsam hervorzog, zum Munde zu führen. Ohnmächtig schlossen sich ihre Augen. Sie sank in das Gras des Ufers nieder.

In einiger Entfernung hatten Kinder nach bunten Ufersteinchen gesucht. Sie kamen furchtsam näher, sahen die schöne junge Dame wie leblos daliegen, erschrafen und stoben auseinander. Ein kleines Mädchen hatte indessen den guten Bissen in der Hand der Bewußtlosen bemerkt und kehrte zurück, um zu sehen, was hier zu thun sei. Ein zweites, ein drittes wagten sich ebenfalls wieder heran. Sie gelangten endlich soweit, daß sie in der hohlen Hand Wasser herbeitrugen, und als sie die Regungslose damit eine Weile eifrig beträufelt hatten, öffnete Fiorita müden Blickes die Augen.

Es verstrich eine gute Weile, ehe sie begriff, was mit ihr vorgegangen war. Wie in einer Nebelumhüllung, nichts deutlich sehend, saß sie, halb nur erst vom Boden aufgerichtet, im Grase da. In der einen Hand hielt sie das Gebäck, das sie nicht zum Munde zu führen vermocht hatte, in der andern das Fläschchen, das zu öffnen ihr nicht gelungen war. Die Kinder umstanden sie mit großen Augen, die Welle rauschte ans Ufer, von fern klang das Geräusch der Stadt, in größerer Nähe das Klappern der Wassermühlen.

Endlich wurde ihr aus den begehrliehen Blicken der Kinder klar, daß sie auf etwas warteten. Fiorita reichte ihnen das Gebäck hin, und sie machten sich damit vergnüglich aus dem Staube.

Mechanisch holte Fiorita, fast ohne zu wissen, was sie that, den Rest des Mundvorrats, den sie der Fürsorge der Friaulerin verdankte, aus der Tasche. Woher nur diese grenzenlose Mattigkeit? redete sie vor sich hin, habe ich nur geträumt, daß ich in den See sprang, und daß er mich widerwillig ans Ufer warf? Was in aller Welt ist mit mir vorgegangen?

Während sie so im Grase saß und gedankenlos Eufemias Proviand verzehrte, kehrte ihr Bewußtsein mehr und mehr zurück, mit ihm zugleich ein Teil ihrer Kräfte.

Die körperliche Fähigkeit, aus diesem Leben zu scheiden, war jetzt zu ihrer Verfügung.

Fiorita erhob sich, mühsam zwar, doch sie stand wieder auf ihren Füßen, sie war Herrin ihres Willens.

Was soll nun werden? fragte sie sich, aber ihr Ton war nicht der vorige. Sie blickte sich nach den in der Ferne wieder wohlgenut am Ufer spielenden Kindern um, und je länger sie ihnen zuschaute, desto mehr fühlte sie, daß ihre grenzenlose Mutlosigkeit sich in Scham über ihr Unterliegen, über ihr Fliehen vor dem Kampfe umstimmte. Es war nicht die Schönheit des Daseins, auf

die sie sich besann, wie hold die dem Westen zuzinkende Sonne sich auch im Mincio spiegelte, es war Scham, es war etwas von der Buonacolsischen Zähigkeit, was sie noch einmal trotzig ihr Haupt aufrichten hieß.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als eine von neuem an das Leben und sein Joch gekettete erhob sie sich. Wohin? Gleichviel! Im Wandern werde ich's vielleicht noch erklügeln, redete sie vor sich hin. Noch einmal blickte sie sich nach der spiegelklaren Wasserfläche um. Und kann, rief sie, kann denn der Traum nicht doch von der guten Heiligen mir bescheert worden sein, kann mir nicht der Geliebte erscheinen, mich wohl gar in die himmlischen Gefilde mit sich von hinnen nehmen? Sie spähte lange aus. Ein paarmal war es ihr, als sehe sie eine lichtumflossene Gestalt über die Wasserfläche daherkommen, und unwillkürlich breitete Fiorita die Arme sehrend nach ihr aus. Aber es war ein weißes Segel, dann wieder ein weißer Schwan, zuletzt ein bloßer Schemen, der ihrer Phantasie entstieg. Geliebter! rief sie, erscheine mir, hilf mir fort, hilf mir aus dem Leben hinaus! So starrte sie, bis der letzte Sonnenstrahl verglüht war und weiße Nebeldünste zu ziehen begannen. Dann zog sie zusammenschauernd den langen schwarzen Seidenschleier so fest um Haupt und Schultern, wie nur Tieftrauernde zu thun pflegten, entfernte sich von dem Wasser, blickte, eingedenk der ihr empfohlenen Unermüdllichkeit in Bittgängen, sich nach allen Seiten um, und folgte endlich einer festlich mit grünen Kränzen geschmückten Kinderschar, die, mit Kerzen in den Händen, unter Führung einer graugekleideten Matrone, singend im Abendscheine einem abseits gelegenen Kirchlein zuwallte.

Nie in bessern Tagen hatte Fiorita ihre Vaterstadt ganz durchstreift. Ihre täglichen Gänge waren meistens auf wenige Kirchen beschränkt gewesen. Aber wenn sie sich früher kaum allein aus dem Palazzo hinausgewagt hatte, seit langem und auch jetzt wieder ließ sie sich von dem Winde des Zufalls umhertreiben, wie ein Blatt, das, seines Haltes am Zweige beraubt, nirgends mehr heimisch ist.

Es war ein äußerlich armseliges Kirchlein, wohin Fiorita der singenden Kinderschar folgte, aber draußen saßen schier alle armen Blinden, die sich sonst auf ganz Mantua verteilten, und die von ihnen ausgehenden Anrufe um Mosen nahmen alle auf Santa Lucia, auf die Helferin der Blinden, bezug.

Drinnen flammten unzählige Kerzen. Die Heilige, eine zu Ehren ihres Festes in reiche und bunte Stoffe gehüllte Figur aus Marmor, stand auf dem Altar in einem Walde von grünen Blattgewächsen und blühenden Pflanzen, in deren lieblichen Duft sich der Geruch der Wachskerzen und des Weihrauchs mischte.

Fiorita blickte umher. Die meisten Lichter waren schon tief herabgebrannt, der Dunst beengte ihr doch die Brust, und ihr Mut begann von neuem zu sinken. Ach! wollte sie seufzen, ginge es so doch auch mit mir zu Ende! Aber möchte ich denn mit so schuldbeladenem Herzen von himmen gehen? zürnte sie gegen ihr immer neues Rückfälligwerden, und sie besann sich auf alles, was ihr der gute Pater Bigilio an Fehlritten vorgehalten hatte: gegen ihren Vater das Verschweigen des unfreiwilligen Ringtaufes, gegen die Gesetze der jungfräulichen Sitte der nächtliche Empfang des kühnen Werbers, gegen die heilige Kirche das Unterlassen der sofortigen reuigen Beichte. Für jeden dieser Fehlritte hatte sie damals rechtfertigende Gründe zu haben geglaubt, wenigstens entschuldigende, mildernde. Aber Pater Bigilio hat meine Vergehen richtiger beurteilt, sagte sie sich jetzt mit zerknirschem Herzen; ich habe schwer gesündigt; wies ich den Ring zurück, so band ich Giuseppe Gonzaga nicht an die verlorne, hoffnungslose Sache unsers Hauses, so zog ich ihn aus dem himmlischen Verona nicht mir nach in dies mordbefleckte Mantua. — Und jetzt! Und jetzt! Mißachte ich nicht im Herzen noch immer als eine bloße Gaukelei, was mir der Traum verhieß? Wenn ich der Lichterscheinung, die mir werden sollte, noch je einmal gedenke, verlange ich nicht ungenügsamen und unbußfertigen Sinnes, daß sie seine Züge trage? So liebevolle Worte hat die heilige Agata zu mir gesprochen, sovieler Mühe hatte sie sich's kosten lassen, mich auf das Wesen einer bloß geistigen Botschaft vorzubereiten, und immer wieder öffne ich begehrlieh die Arme! Wer weiß, ob jene Nebel nichts waren als Wasserdunst? Ob sich aus ihnen nicht die Erscheinung entwickeln wollte, die mir verheißen worden war! Ich habe ja schon widerrufen — jetzt kam es darauf an, mich vor dem Erliegen zu behüten, mich für die weiteren Schritte mit Kraft zu erfüllen! Und statt mich gläubig dem vorbereitenden Wunder gegenüber auf die Kniee zu werfen, wende ich ihm in selbstüberhebender Zweifelsucht den Rücken! — Fiorita rang die Hände; sie wollte fast verzagen. Endlich aber überkam sie, kaum daß sie auf die Kniee gesunken war, ein so heftiges und zugleich so erlösendes Weinen, daß sie sich allem Irdischen wie entrückt fühlte und sich von der Hoffnung erfüllen ließ, sie verströme in ihren Thränen ihr junges Leben, wie der verwundete Krieger in seinem Blut das seinige.

Währenddessen klangen immerfort die unschuldigen Kinderstimmen in ihr Ohr, und wenn die in Thränen aufgelöste zu der heiligen Lucia aufblickte, sah sie dieselbe bald mitleidig ihr zulächeln, bald tröstend winken, bald hörte sie Töne überirdischer Art neben, hinter und über sich, und alle Wunderwirkungen, von denen ihr je erzählt worden war, gewannen wieder Gewalt über sie.

Nach und nach wurde die Kirche leerer, und immer schwächer wurde der Gesang. Ein Kind nach dem andern blies sein Kerzlein aus, lieferte das Lichtstümpfchen an das Weib des Schließers ab, knickte vor der Heiligen und machte sich aus dem Staube.

Zuletzt waren nur noch zwei kleine Mädchen des Singens und Knieens nicht müde. Die aber sandte die Matrone, welche die Kinderschar hierher geleitet hatte, selbst von dannen, denn der alte Schließer klapperte ungeduldig mit den Schlüssel, und sein Weib, die Kerzenwärterin, war schon eifrig beim Ausblasen der Lichter.

Die Matrone schickte sich zum Weggehen an, als sie die im Schatten eines Pfeilers knieende wahrte. Man schließt, Signora, sagte sie in gutmütigem Tone; Battista, der Pförtner, ist schon auf dem Wege zu uns, und Ihr wißt, auf ein Duzend grobe Worte kommt es ihm nicht an. Die letzte fährt bei ihm allemal schlecht. So recht, Signora, fügte sie hinzu, soll ich Euch aufhelfen? Und sie reichte der von Thränen überströmten die Hand zum Aufstehen.

Fiorita erhob sich mühsam. Madre di Dio! seufzte die Matrone, habt Ihr Euch die Augen rot geweint! Wo ist Euer Fazoletto? Hier ist meines. Tupft die armen Augen damit; es ist sauber und von ganz weicher Leinwand. Ja, Herzenskind, wollt Ihr denn blind werden? So unverständig zu weinen! Wie soll die heilige Lucia durchkommen, wenn man selber nichts thut, um seine Augen zu behüten!

So redend hatte sie Fioritas Arm in den ihren gezogen. Willenlos ließ die kraftlos schwankende sich aus dem dunkelnden Kirchlein ins Freie führen.

Wohin gehört Ihr? fragte die Matrone draußen; es ist Nacht geworden. Ihr seid ein vornehmes Frauenzimmer. Um Gott, Signora, wie wollt Ihr ungeleitet heimkommen? Auf der Zitadelle blasen und trommeln sie schon zur Ritirata. Jetzt rennt Euch alles wüste Gefindel über den Weg, schleppt Euch wohl gar mit Gewalt mit über die Zugbrücke. Da jöhlt schon ein Trupp betrunkenen Hakenshützen heran. Kein Alter schützt gegen diese Taugenichtse. Wir können Gott danken, wenn sie vor lauter Aqua Vita nicht mehr aus den Augen zu sehen vermögen.

Es war in der That Zeit, den Herantaumelnden und Brüllenden aus dem Wege zu kommen.

Nur einstweilen tretet bei mir ein, bat die Matrone und schürzte sich, ohne Fiorita die Stütze ihres Armes zu entziehen. Und beide erreichten, ehe die Schützen sie einholen konnten, einen halb vom Wasser überfluteten Steg, über den der Weg zu einer der zwölf Strommühlen ging.

Wohin führt Ihr mich, gute Frau? war alles, was Fiorita müden Tones fragte. Die lange Aufregung hatte sie erschöpft.

Zum heiligen Petrus, lautete die Antwort, nachdem die Matrone bei dem glockenreinen Klange der an ihr Ohr geklungenen Stimme aufgehört hatte, als wecke dieselbe eine entlegene Erinnerung; hier sind wir schon am Ziel. Laßt mich jetzt vorangehen. Und noch eins: redet nicht. Es ist ein eigen Ding um Ähnlichkeiten, und Eure Stimme hat mich selbst eben stutzig gemacht.

Ich werde Euch hernach schon sagen, warum es gut ist, wenn Ihr Euch ganz still verhaltet. Ja ja, Signora, setzte sie bekümmert hinzu, ein jedes hat sein Kreuz zu tragen. (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Stellung der Polizei im Strafverfahren. Unter obiger Ueberschrift enthalten die Grenzboten in Nr. 7 und 8 dieses Jahres einen Aufsatz von Otto Gerland, in welchem viel Auerendes und Beachtenswerthes vorgebracht wird, welcher aber doch, wenn auch nicht in allen Punkten zu einer Widerlegung, so doch zu mancher Berichtigung in thatsächlicher Beziehung herausfordert, und zwar namentlich aus dem Grunde, weil der Verfasser bei seiner Darstellung von Grundsätzen beherrscht wird und ausgeht, welche nicht überall zutreffen.

Als Thema der Besprechung ist ein Satz aus einem Verwaltungsberichte des königlichen Polizeipräsidioms zu Berlin für die Jahre 1871 bis 1880 (Berlin, 1882) gewählt worden, welcher hier wiederholt werden muß, weil der Keim des die gesamte Darstellung durchziehenden Irrtums gerade hier zu finden ist; dieser Satz lautet: „Durch die ganze einschlagende Gesetzgebung der neuen Zeit zieht sich wie ein roter Faden eine gewisse Besorgnis vor möglichen Willkürlichkeiten der Polizei und das Streben, jede polizeiliche Thätigkeit mit Vorsichtsmaßregeln zu umgeben, die das Publikum vor dieser vermeinten Willkür schützen sollen. Leider wird mit dieser übergroßen Vorsorge auch die Thätigkeit der Polizei gelähmt, ihr Ansehen untergraben und gerade das bei ihr verhindert, was man an der englischen Polizei so lobt und als musterhaft anerkennt, jenes Ansehen, jene amtliche Würde, mit der der Konstabler dem Publikum gegenübertritt und ihm gegenübersteht.“

Was zunächst das „Ansehen“ der Behörde betrifft, so wird dasselbe nicht durch eine wohlgeordnete Kontrolle der amtlichen Handlungen, sondern vielmehr dadurch untergraben, daß manche Beamten und Behörden über die Grenzen ihrer Machtbefugnisse hinausgehen und sich dann selbstverständlich eine Rektifikation gefallen lassen müssen; sodann lassen aber auch dieser Satz und die demselben unmittelbar vorausgehenden eignen Worte des Verfassers: „Die Gesetzgebung behandelt die Polizeibehörden nicht als ein ebenbürtiges Glied des Staatsorganismus, sondern als ein der speziellen Aufsicht durch andre Behörden bedürftiges Institut,“ sowie die sämtlichen im Verlaufe der Darstellung gezogenen Folgerungen, den ganz erheblichen Irrtum erkennen, daß das hoheitliche Institut der Polizei dasselbe sei, wie die Handhabung der Polizei durch die dazu berufenen Behörden und Beamten und namentlich der Polizeiezekutivbeamten. Noch niemals ist es einem Gesetzgeber eingefallen, das Institut der Polizei, welches, wie alle übrigen Hoheits- oder Majestätsrechte, seinen Ursprung in dem Rechte der Krone hat, als ein unebenbürtiges Glied in der Reihe der Hoheitsrechte aufzufassen oder unter Rechtskontrolle zu stellen, dagegen erfährt in allen Kulturstaaten dieser Zweig der Staatsverwaltung mit vollem Rechte und schon deshalb eine ganz besondre Behandlung, weil er mit der regierten Bevölkerung am häufigsten und ohne vorheriges Anrufen in Berührung tritt und in die Privatverhältnisse des Einzelnen am tiefsten einschneidet.